



FEDERICA BOSCO arbeitet als Autorin und Drehbuchautorin und hat schon zahlreiche Bestseller veröffentlicht. In *Und vor uns liegt das Glück* erzählt sie von einer wunderbaren Freundschaft, der großen Liebe und dem Schicksal, das alles verändern kann. Sie lebt in Mailand.

Besuchen Sie uns auf [www.penguin-verlag.de](http://www.penguin-verlag.de)  
und Facebook.

Federica Bosco

# Und vor uns liegt das Glück

Roman

*Aus dem Italienischen  
von Sigrun Zühlke*



**PENGUIN** VERLAG

Die italienische Originalausgabe erschien 2017 unter dem Titel  
*Ci Vediamo un Giorno di Questi* bei Garzanti S.r.l., Mailand.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,  
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung,  
da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf  
deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967



PENGUIN und das Penguin Logo sind Markenzeichen  
von Penguin Books Limited und werden  
hier unter Lizenz benutzt.

1. Auflage 2020

Copyright © 2017 by Federica Bosco

© 2017 by Garzanti S.r.l., Milano

Gruppo editoriale Mauri Spagnol

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2020 by

Penguin Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH,

Neumarkter Straße 28, 81673 München

Umschlag: bürosüd

Umschlagmotiv: bürosüd unter Verwendung einer

Illustration von [www.buerosued.de](http://www.buerosued.de)

Redaktion: Sylvia Spatz

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pöbneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-328-10409-4

[www.penguin-verlag.de](http://www.penguin-verlag.de)

 Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich.

Für Cristiano  
Wir sehen uns die Tage.



# 1.

Es ist nur schwer vorstellbar, dass es jemals zwei Menschen gegeben hat, die gegensätzlicher waren als Cate und ich.

Nicht einmal bei langem Überlegen konnten wir eine Gemeinsamkeit finden: Sie hatte absolutes Vertrauen in ihren Nächsten, ich misstraute sogar meinem eigenen Schatten; sie strahlte wie ein Leuchtfeuer, ich höchstens wie ein Glühwürmchen; sie war auf jeder Party die Rose, ich das Gänseblümchen.

Und doch waren wir seit unserer ersten Begegnung auf dem Schulhof, als wir uns nebeneinander auf dem Mäuerchen wiederfanden und lustlos unsere Pausenbrote betrachteten, unzertrennlich geworden.

»Was hast du auf deinem Brot?«, hatte sie mich gefragt.

»Schinken ...«, antwortete ich niedergeschlagen. »Wie immer.«

»Würdest du gegen zuckerfreie Hirsekekse tauschen?«, fragte sie mich halbherzig. »Backt meine Mama selber.«

Ich gab ihr mein Schinkenbrötchen und sie reichte mir mit schuldbewusster Miene ihre Papiertüte.

»Ich warne dich ... die schmecken echt eklig!«

»Macht nichts, ich hab sowieso keinen Hunger«, versicherte ich ihr.

Ihre großen Augen leuchteten glücklich auf, als sie in das Schinkenbrötchen biss.

»Aber wenn meine Mama dich fragt, hab ich niemals Schinken gegessen, okay?«, sagte sie mit vollem Mund. »Sie ist Makrobiotin, und wenn sie erfährt, dass ich totes Tier gegessen hab, dann lässt sie mir den Magen auspumpen!«

Ich nickte stumm, ohne die geringste Vorstellung davon, was das war, eine Makrobiotin, aber unendlich stolz darauf, mit jemandem ein Geheimnis zu teilen.

Dann öffnete ich die Papiertüte, steckte die Hand hinein, zog einen Keks heraus und steckte ihn in den Mund.

Eine fade schmeckende, zähe Masse klebte an meinen Zähnen.

»Die schmecken wirklich eklig!«, nuschte ich mit vollem Mund.

Wir mussten gleichzeitig lachen und prusteten Keks- und Brötchenkrümel heraus.

Von diesem Augenblick an waren wir Freundinnen.

Ich hatte nicht viele Freundinnen.

Um die Wahrheit zu sagen, hatte ich überhaupt keine.

Vielleicht weil ich rote Haare hatte und bleich wie ein Gespenst war, vielleicht aber auch nur, weil ich schüchtern und unscheinbar war, ein Gänseblümchen eben. Jedenfalls gehörte ich keiner Gruppe an, wurde nie zu Geburtstagen eingeladen und beim Volleyball immer als Letzte und mit einem resignierten Seufzer in ein Team gewählt.

Cate war die Erste gewesen, die mich angesprochen



hatte, ohne ein brüskes »Rück mal!« oder »Lass mich mal abschreiben!«, die typische Anrede, seit ich in die Mittelstufe gekommen war. Plötzlich für eine Mitschülerin sichtbar zu sein, war eine vollkommen neue Erfahrung für mich.

Ab dem 18. April 1990 war ich nicht länger ein Geist.

Es war ein Mittwoch, um genau zu sein.

Am Nachmittag jenes Tages fuhren wir zufällig im selben Bus, und sie lud mich tatsächlich ein, mich neben sie zu setzen.

Ich war vom Typ her eher still und zurückgezogen, aber zum Glück war Cate ein Mädchen, das munter drauflosplapperte, und als sie an ihrer Haltestelle ausstieg, rauschte die plötzliche Stille mir förmlich in den Ohren.

Ich klebte mit der Nase an der Scheibe und lächelte ihr zu, bis der Bus wieder anfuhr, und sie winkte mir zum Abschied. Dann rollte sie die Schultern, um die Träger ihres Rucksacks zurechtzurücken und entfernte sich.

Cate brachte mich zum Lachen.

Sie polsterte meine ungemütlich harte und kantige Welt ab.

Bislang hatte ich mich in meinem Leben immer nur als Gast gefühlt und wollte um Gottes willen nicht auffallen, während Cate sich über nichts Gedanken machte.

Keine Ahnung, was uns an der jeweils anderen anzog.

Besser gesagt, ich habe nie verstanden, was sie an mir so anziehend fand, aber ich glaube, dass sie sich diese Frage nicht einmal gestellt hat: Cate war wie Schwarz, sie passte einfach zu allem.

In den folgenden Jahren machten wir fast jeden Nach-

mittag zusammen Hausaufgaben, entweder bei mir oder bei ihr.

Selbstverständlich war von uns beiden ich die Streberin, von der sie abschrieb, und sie diejenige, die mich auf Party schleifte. Ich war die, die sie auf dem Mofa nach Hause fuhr, wenn sie zu viel getrunken hatte, während sie mir flotte Klamotten zum Ausgehen lieh. Ich war diejenige, die den Anstandswauwau spielte, wenn sie mit einem Jungen ausging, während sie sich für mich in die Bresche warf, wenn jemand unhöflich zu mir war.

Und auch wenn sie mit ihrem dunklen Teint, hochgewachsen, mit breiten Schultern und einem schönen Busen, allen sofort ins Auge fiel und ich, zerbrechlich und mit zartem Teint, immer aussah, als erholte ich mich gerade von einer Tuberkulose ..., waren wir ein kleines Team.

Gemeinsam mit ihr überstand ich die Stürme der Adoleszenz wesentlich heiterer, als ich es allein je gekonnt hätte.

Sie war wie eine große Schwester.

Meine Eltern hatten mich spät bekommen, vielleicht hatten sie die Hoffnung auch schon bereits aufgegeben. Und so brachte diese so inständig herbeigesehnte Schwangerschaft ihre Pläne durcheinander.

Sie standen kurz vor dem Rentenalter, ich war ein Teenager – da waren Konfrontationen vorprogrammiert, mit denen sie nicht umzugehen wussten.

Im Zweifelsfall lebten sie deshalb einfach so weiter, wie sie es immer getan hatten.

Sie arbeiteten viel und redeten wenig, sie hatten im

Leben Opfer gebracht und vermittelten mir indirekt das Gefühl, dass jede Art von Zerstreuung und Muße eine Todsünde war. Höchstens gelegentlich und in Maßen, denn im Grunde sind wir nur auf Erden, um zu leiden, und da stört jede Form von Annehmlichkeit und Genuss.

Und das bedeutete, dass man sich nur einmal im Jahr etwas Neues zum Anziehen kaufte, dass man nur einmal im Monat in eine Pizzeria ging und in den Ferien immer wieder an den gleichen Ort fuhr.

Während um mich herum die Technowelle tobte und alle quietschbunte Rucksäcke von Invicta trugen, lebte ich in einem neorealistischen Schwarz-Weiß-Film.

Meine Eltern verboten mir nie etwas, und ich bat sie nie um irgendetwas, aber wir waren ganz sicher alles andere als eine Musterfamilie.

Was hätte ich dafür gegeben, offen mit meiner Mutter über meine Träume und Wünsche sprechen zu können oder Brüder und Schwestern zu haben, mit denen ich Stockbetten und Geheimnisse hätte teilen können. Als Cate in mein Leben trat, war das so aufregend wie der erste Farbfernseher im Wohnzimmer.

Wie eine überraschende Antwort auf meine Gebete.

Jetzt fragte ich meine Eltern, ob ich abends weggehen durfte, zog Jeans mit Rissen darin an und hängte ein Poster von *Take That* in meinem Zimmer auf.

Und auch wenn ich nicht mehr war als »die Freundin von Cate«, deren Namen sich niemand merken konnte und die man nicht grüßte, wenn man sie allein traf, wusste ich selbst jetzt zumindest, dass es mich gab.

Dank ihrer blieben mir Essstörungen und andere Abstürze erspart.

Alles in allem ging es mir gar nicht so schlecht.

Ohne tolle Anekdoten, aber auch ohne Narben an den Handgelenken.

Dann beschloss Cates Mutter eines Tages, dass Cate groß genug sei, um allein zurechtzukommen, und verschwand mit ihrem aktuellen Partner, einem Tantra-Yogalehrer, nach Goa.

Um niemals zurückzukehren.

Cate brauchte sie nicht mehr.

Sie nahm die Nachricht mit vollendeter Würde auf, als wäre sie die große Schwester ihrer Mutter, der sie nun mal keine Vorschriften darüber machen konnte, wie sie ihr Leben zu führen hatte.

Sie nahm sie einmal fest in die Arme, sagte ihr, sie solle sich keine Sorgen machen, sie käme schon zurecht und sah ihr nach, wie sie für immer aus ihrem Leben verschwand.

Die letzten Worte ihrer Mutter zum Abschied waren:  
»Und denk dran, mein Schatz, kein Fleisch essen.«

Und daran hielt sie sich. Als hätte sie ein Gelübde abgelegt.

Cate verlor nie den Mut. Nachdem sie ihre Ausbildung zur Buchhalterin abgeschlossen hatte, nahm sie einen Job in einer Export-Importfirma an und besserte ihr Gehalt mit Nachhilfestunden, Babysitter-Tätigkeiten und Kellnern am Wochenende auf.

Immer mit einem Lächeln auf dem Gesicht, immer optimistisch, immer ermutigend.

Ich betete sie an.

Abends kam sie oft zu uns zum Essen, und ich betrachtete sie mit derselben Bewunderung wie ein Groupie den Lieblingssänger.

Inzwischen waren wir fast zwanzig Jahre alt. Ich lebte immer noch bei meinen Eltern und arbeitete seit dem Abitur in einer Bank, und wahrscheinlich hätte ich auch nie etwas daran geändert, wenn Cate mich nicht eines Tages dazu überredet hätte, bei ihr einzuziehen, damit ich endlich anfang, mein eigenes Leben zu führen und mit ihr die Miete zu teilen.

Ich ließ mir das nicht zwei Mal sagen, packte die paar Sachen, die mir wichtig waren, in einen Koffer und verabschiedete mich von meinen Eltern, um zusammen mit meiner besten Freundin in einen anderen Teil der Stadt zu ziehen.

Meine Eltern waren nicht begeistert.

Sie wären weniger schockiert gewesen, wenn ich ihnen verkündet hätte, dass ich am Tag zuvor einen unbekanntem Seemann aus dem Hafen geheiratet hatte.

Sie konnten Cate leiden; aber sie taugte eben nicht als Vorbild für ihre einzige Tochter.

Doch sie leisteten auch keinen großen Widerstand: Ich war erwachsen, verdiente mein eigenes Geld und war zweifellos ein anständiges Mädchen.

Es waren wunderschöne Jahre, das Haus immer voll mit Freunden und Tieren, die Cate adoptierte oder zur Pflege hatte, und um die selbstverständlich ich mich kümmerte, wenn sie nicht da war.

Sie hatte so ihre eigene Art, einen von solchen Aufga-

ben zu überzeugen: Eigentlich ging sie schlicht und einfach davon aus, dass man zur Verfügung stand.

Indirekt bat sie um ein bisschen mehr Raum, wenn ihr eigener gerade aufgebraucht war.

Sie ging wirklich ganz unschuldig davon aus, dass alle sich so für andere aufrieben wie sie, und war jedes Mal wie vor den Kopf gestoßen, wenn sie ein Nein zur Antwort bekam. Dann verzog sie das Gesicht wie eine Figur aus einem Zeichentrickfilm, wie ein riesiges Fragezeichen, kratzte sich am Kopf, als könnte sie damit eine Idee hervorlocken und hatte meist sofort einen Plan B. Und vor allem war sie niemals nachtragend.

Ich musste mich ziemlich anstrengen, um mit ihr mitzuhalten, denn ich war, leider, anders als sie.

Mein Zimmer, zum Beispiel, zu dem Katzen und Hunde striktes Zugangsverbot hatten, sah aus wie aus einem Schweizer Internat, sauber und bis auf den Millimeter genau geordnet, während ihres aussah wie das eines hyperaktiven Teenagers auf dem Weg zum Messie.

Ich hatte einen Putzplan aufgestellt, der natürlich nie eingehalten wurde, weshalb in sieben von zehn Fällen ich es war, die den Müll herunterbrachte, das Bad putzte und das Geschirr abwusch, wenn Teller und Gläser anfangen, sich auf dem Kühlschrank oder dem Fernseher zu stapeln.

Ich konnte ihr das einfach nicht zum Vorwurf machen, denn sie hatte ja tatsächlich immer so viel zu tun, nur fiel es mir manchmal wirklich sehr schwer, mit ihrem unermüdlichen Enthusiasmus mitzuhalten.

Nach einer Weile konnte ich nicht mehr und sehnte

mich nach mentaler Ordnung, Ruhe und Stille. Ich sehnte mich danach, acht Stunden am Stück zu schlafen, ohne dass die Musik voll aufgedreht war oder es zu allen möglichen und unmöglichen Zeiten an der Tür klingelte. Ich wollte nicht länger über irgendwelche Schüsseln mit Trockenfutter stolpern, wenn ich nachts aufstand, um etwas zu trinken zu holen, und auch keine fremden Übernachtungsgäste auf unserem Sofa antreffen.

Und so kam es, dass wir eines Tages über irgendeine Kleinigkeit, an die ich mich nicht mehr erinnern kann, in einen hässlichen Streit gerieten.

Ich war vollkommen erledigt von der Arbeit nach Hause gekommen, aufgerieben von Überstunden und frustriert, dass es mit der Anerkennung immer noch haperte, während sie beschlossen hatte, in unserer Küche einen Catering-Service aufzumachen, obwohl unsere Küche bequem in ein Puppenhaus gepasst hätte.

Ein Wort ergab das andere, der Ton wurde immer schriller, die Vorwürfe immer heftiger, bis es für keine von uns noch ein Zurück gab. Ein unendliches Hin und Her aus »Genau wie damals, als du ...« und »Das ist so typisch für dich ...«.

Als hätten sich alle unsere Schwächen und Fehler gleichzeitig manifestiert und zu einem unüberwindbaren Berg aufgetürmt, als spielte die Tatsache keine Rolle, dass wir länger als fünf Jahre friedlich zusammengewohnt hatten.

Und das Unvermeidliche geschah.

»Gut, dann wär wohl alles gesagt.«

»Ja, seh ich auch so.«

»Prima! Bis übermorgen pack ich meine Sachen und zieh aus!«, rief ich und knallte die Tür zu meinem Zimmer hinter mir zu.

»Brauchst du nicht«, rief sie mir hinterher. »Ich hab sowieso einen Job im Ausland angenommen. Ich zieh aus!«

Ich riss die Tür wieder auf. »Einen Job im Ausland? Und das sagst du mir erst jetzt?!«, rief ich und klang dabei mehr wie eine gekränkte Verlobte als die beste Freundin.

»Ich wollte es dir ja erzählen, aber dann hab ich es wieder vergessen«, antwortete sie mit verschränkten Armen und ohne mir ins Gesicht zu sehen.

»Na, prima!«, sagte ich noch einmal und starrte sie an, sauer wie noch nie in meinem Leben, bevor mir der schlimmste Satz aus dem Repertoire beleidigter Freundinnen herausrutschte: »Du bist genau wie deine Mutter! Das Einzige, was du gut kannst, ist dich drücken!« Und als ob das noch nicht reichte, setzte ich hinzu: »Und iss bloß kein Fleisch!«, bevor ich noch mal die Tür zuknallte, endgültig dieses Mal.

In der Nacht bekam ich kein Auge zu, und in der folgenden und vielen Nächten danach auch nicht.

Und ich hörte für lange Zeit nichts mehr von Cate.

Beinahe ein Jahr lang, um die Wahrheit zu sagen.

Ich musste sie wirklich tief verletzt haben, damit sie sich so gar nicht meldete.

Das war noch nie vorgekommen.

Ich grübelte lange darüber nach, ob die Dauer des Schweigens nach einem Streit von der Schwere der Kränkung oder von der Tiefe der Beziehung abhing.



Und je mehr Zeit verging, desto weniger erinnerte ich mich daran, worüber wir eigentlich gestritten hatten.

Mein Leben ging weiter wie zuvor: Haus, Büro und schwimmen gehen, entweder im Schwimmbad in Genua oder im Meer, wenn ich im Sommer meine Eltern in Porto Venere besuchte.

Sie hatten mich nicht gefragt, obwohl sie natürlich merkten, dass irgendetwas vorgefallen sein musste, da ich nichts mehr von Cate erzählte.

Aber sie reagierten mit derselben Zurückhaltung, mit der sie reagiert hätten, wenn ich mich von meinem Ehemann getrennt hätte, weil er mich betrogen hatte.

Im Grunde waren wir zwei Dickköpfe, die sich gestritten hatten und zu stolz gewesen waren, sich rechtzeitig beim anderen zu entschuldigen.

In jenem Jahr lernte ich Paolo kennen.

Er war ein Kollege aus der Bank, weder besonders attraktiv noch besonders brillant, der wesentlich älter aussah, als er war, nämlich siebenundzwanzig. Wahrscheinlich eine Folge aus der Kombination von »Buchhaltung« und »Bank«, die sogar einen Patrick Dempsey kleingekriegt hätte.

Hinzu kam, dass meine Kontakte zum anderen Geschlecht, nachdem mein Sozialleben sich zusammen mit Cate in Luft aufgelöst hatte, auf meine überaus treuen Rentner am Bankschalter beschränkt waren.

Paolo war der erste Mann, mit dem ich ins Bett ging, eine einmalige Chance, mit über Mitte zwanzig endlich nicht mehr Jungfrau zu sein.

Wie schade, dass ich das Cate nicht erzählen konnte.

Es war so ziemlich das einzige Interessante in meinem Leben.

Wir hatten uns nicht einmal ausgezogen: Er war noch in Hemd und Socken, und ganz sicher nicht, weil er im Rausch der Leidenschaft nicht dazu gekommen wäre, sie auszuziehen, sondern wohl eher aus Bequemlichkeit.

Und so lief das dann auch die nächsten Male.

Eines schönen Morgens im Frühjahr des darauffolgenden Jahres, als die ersten Sonnenstrahlen durch die Fensterläden in die Küche drangen, hörte ich, wie die Tür geöffnet wurde.

Ich drehte mich um, eine Pfanne in der Hand, um mich zu verteidigen, und sah Cate hereinkommen.

»Wär es in Ordnung, wenn ich wieder hier wohne?«, fragte sie, als sei sie erst gestern weggegangen.

»Natürlich wär das in Ordnung!«, antwortete ich, als gäbe es gar keine andere Möglichkeit und stellte die Pfanne ab.

Wir fielen einander in die Arme.

»Entschuldigung, dass ich so doof zu dir war!«, sagte ich in ihre Halsbeuge.

»Nein, ich war doof zu dir. Und wie«, antwortete sie.

»Na, dann spring mal unter die Dusche, du stinkst wie ein nasser Hund«, sagte ich lachend, während ich eine Träne abtrocknete.

Sie hob ihre Tasche hoch.

»Übrigens«, setzte sie hinzu, während sie in ihrem Zimmer verschwand, »ich bin schwanger.«

Sechs Monate später hießen wir Gabriel auf dieser Welt willkommen.

Ein kleines Kerlchen von drei Kilo und sechshundert Gramm.

Schön wie ein Engel.

Nach dem Vater fragte ich erst gar nicht, ich wusste, sie würde mir von ihm erzählen, wenn sie Lust dazu hatte.

Doch dieser Tag kam nie, und irgendwann vergaßen wir es schlicht und einfach.

Ein Jahr später zog ich aus.

Ich konnte einfach nicht mehr, mit der Wiege im Wohnzimmer, den Windeln überall und dem ständigen Kommen und Gehen der Nachbarn, die mal hier und mal da aushalfen, aber dieses Mal stritten wir uns nicht, sondern wurden uns einfach nur der Tatsache bewusst, dass wir als zwei Erwachsene Raum für uns selbst brauchten.

Ich wollte mich nicht wieder von der Neigung meiner Freundin zum Chaos überwältigen lassen.

Nachdem ich mich versichert hatte, dass sie auch ohne mich wunderbar zurechtkam, suchte ich mir eine Einzimmerwohnung mit einem kleinen Dachbalkon oberhalb der Festungen von Genua, und genoss zum ersten Mal in meinem Leben echte Freiheit, in Gesellschaft meiner Pflanzen, meiner Bücher und meiner klassischen Musik.

Cate war in Australien gewesen und hatte alles Mögliche gemacht, in Restaurants gearbeitet, in Wasserparks, wo sie Tauchunterricht gab und sich um Tiere in Not kümmerte. Sie hatte Strände gereinigt, Tarotkarten

gelegt, Pizza ausgeliefert, Rezitation unterrichtet und hatte als Clown Kinder unterhalten.

Als sie mir ihre Fotos zeigte, brachte sie mich zum Träumen: diese gebräunten Gesichter, diese von der Sonne aufgehellten Haare, die Zöpfchen, die makellosen Gebisse, das Lächeln oder die herausgestreckte Zunge für die Kamera. Sie zusammen mit zahnlosen Kindern, Surfern mit Waschbrettbauch, Aborigines, die am ganzen Körper tätowiert waren.

Cate war all das, was ich nie sein würde, und in meinem gewöhnlichen, grauen Leben war sie der Sonnenstrahl, der durch die Fensterläden hereindrang.

Ich war mir hundertprozentig sicher, dass Gabriels Vater einer der Surfer von den Fotos war, und dass der Kleine an einem Strand gegenüber von einem Leuchtturm bei Vollmond gezeugt worden war, vielleicht sogar mit Gitarrenmusik im Hintergrund.

Anders waren seine hellblonden Haare nicht zu erklären, diese grünen Augen und diese verrückte Liebe zum Wasser, wegen der ich stundenlang mit ihm in der Wanne spielen musste, während Cate im Pub arbeitete.

Er war ein besonderes Kind.

Immer lächelnd, ruhig, hochintelligent und unabhängig.

So unabhängig, dass ihm zuzutrauen war, allein das Haus zu verlassen, um sich Windeln zu kaufen, wenn man nicht gut genug aufpasste.

Zu mir entwickelte er eine ganz besondere Bindung, und das war etwas, worauf ich unglaublich stolz war. Ich fühlte mich wichtig und gebraucht.

Ich wurde seine Tante, die die Monster unter dem Bett verjagte, die ihm ein paar Cent für einen verlorenen Zahn gab und die alle Fragen beantwortete, wenn sie nicht zu heikel waren.

Für die war nämlich Cate zuständig.

Als Gab sie mit sieben Jahren fragte, woher die kleinen Babys kamen, beschränkte sie sich darauf, ihn anzusehen, es ihm unverblümt zu erklären und ihre Rede mit einem »Alles klar?« abzuschließen.

»Früher oder später hätte er es doch sowieso erfahren, nicht?«, antwortete sie mir, als ich sie darauf hinwies, dass sie etwas behutsamer hätte vorgehen können.

Deshalb wandte sich Gab mit schwierigen Themen, Tod oder Jenseits, lieber an mich, denn ich ließ ihnen zumindest noch ein wenig von ihrem Geheimnis.

Er wuchs zu einem starken, ausgeglichenen Menschen heran, und tief in mir wusste ich, dass es auch mein Verdienst war.

Ich hatte ihm etwas von meiner Stabilität und meinen Regeln mitgegeben, und ich muss zugeben, daran hatten auch meine Eltern ihren Anteil. Sie behandelten Gabriel im Übrigen wie ihren eigenen Enkel.

Cate ließ ihm sehr viel Freiheit, damit er Eigenverantwortung entwickelte, aber ich wusste, dass zu viel Freiheit Angst machen konnte: Bei ihr durfte er tun und lassen, was er wollte, es gab kein Richtig und kein Falsch, jede Schuld wurde ihm verziehen, doch dieses Fehlen von Grenzen erschwerte ihm die Orientierung.

Deshalb kam er zu mir, wenn er in der Schule eine schlechte Note bekam, und ich ärgerte mich und hielt

ihm eine Standpauke darüber, wie wichtig fundierte Kenntnisse für seine Zukunft waren.

Er hörte sich das alles mit gesenktem Kopf an und murmelte dann kleinlaut, dass er sich mehr anstrengen werde, und ich tat für ein paar Tage, als sei ich böse mit ihm. Am Ende war es ein Spiel, das stets funktionierte.

So gingen fünfzehn Jahre ins Land. Als ich Gab eines Morgens wie immer im Auto zur Schule mitnahm, die auf dem Weg zu meinem Arbeitsplatz in der Bank lag, jammerte er: »Alle in der Klasse haben schon ein Handy. Ich bin der Einzige, der noch keins hat.« Er strich sich ungeduldig die Haare aus dem Gesicht.

»Ist dein Pony nicht inzwischen ein bisschen zu lang, Gab? Die Haare müssen dringend geschnitten werden, du siehst ja schon gar nichts mehr.«

»Komm, Tante, lenk jetzt nicht vom Thema ab!«

»Was sagt denn Mama dazu?«

»Dass ich dich fragen soll!«

Ich lächelte.

Wann immer Cate keine Lust auf Verantwortung hatte, spielte sie den Schwarzen Peter mir zu, und ich musste unangenehme Entscheidungen verkünden.

»Sieh mal zu, dass du dieses Jahr gute Noten schreibst, und dann reden wir noch mal darüber«, sagte ich, während ich anhielt.

Er setzte seinen bettelnden Hundeblick auf, dem ich nicht widerstehen konnte.

»Versuch's gar nicht erst«, sagte ich und beugte mich an ihm vorbei, um die Beifahrertür aufzumachen.

Er gab mir einen Kuss auf die Wange und stieg aus.

»Lern schön und werde eine Superheld, den alle bewundern und der eines Tages die Welt verändert!«, rief ich ihm nach.

»Bin ich doch schon!«, gab er lachend zurück.

»Ganz die Mutter«, seufzte ich, während ich losfuhr, »ganz die Mutter!«

Wo ist nur all die Zeit hin?, fragte ich mich, als ich in mein Büro kam und flüchtig mein Spiegelbild in der Fensterscheibe sah, während ich den Mantel an den Kleiderständer hängte.

War es nicht erst gestern gewesen, dass ich zum ersten Mal frisch von der Schule hereingekommen war, mit langen Haaren und Mittelscheitel? Jetzt war ich schon fast vierzig, und in all den Jahren hatte mein Leben stillgestanden. Tja, wo waren sie nur hin, all diese Jahre meines Lebens?

Ich schlief immer noch mit Paolo. Wir trafen uns jeden Mittwochabend. Man glaubte es kaum.

Cate zog mich immer damit auf, erklärte mich für verrückt, dass ich in all den Jahren nie einen anderen Mann verführt hatte, in ihren Augen war das krank und bescheuert.

Das sei genau dasselbe, wie sich einmal in der Woche mit Freundinnen zum Kartenspielen zu treffen oder ins Kino zu gehen, erwiderte ich dann. Es kostete keine Mühe, und es machte keinen großen Unterschied, ob man es tat oder unterließ.

Natürlich hatte sie recht, das wusste ich im Grunde

meines Herzens genau. Eine Nicht-Beziehung mit einem Mann, von dem man im Grunde nichts weiß – einmal die Woche abends schaut er vorbei, man isst zusammen, sieht ein bisschen fern und geht dann miteinander ins Bett. Angezogen. Langweilig, aber sicher.

Traurig, aber wahr, und doch genügte es mir.

Im Grunde hatte ich auch zu Hause meine Eltern nie Zärtlichkeiten austauschen sehen, sie einander liebevolle Worte zuflüstern hören oder meinen Vater dabei ertappt, dass er meiner Mutter begehrllich nachsah.

Sie hatten geheiratet und ihr Eheversprechen – bis dass der Tod euch scheidet – eingehalten. Das war's.

Und ich war viel zu ängstlich und zu pragmatisch, um einen eigenen Weg zu gehen.

Im Leben blieb ich am Rand und feuerte andere an, aber wagte mich selbst so gut wie nie ins Rennen.

Es können ja schließlich nicht alle aktive Sportler sein, oder?



## 2.

»Ich habe ein Projekt!«, sagte Cate eines Sonntagmorgens, während wir ihr Bad neu strichen.

»Schieß los!«, antwortete ich, rückte die Leiter weiter und machte mich auf das Schlimmste gefasst.

In all den Jahren hatte ich unzählige »Projekte« von Cate miterlebt. Sie alle waren mit unbändiger Begeisterung gestartet worden, um dann zu scheitern, und zwar immer am fehlenden Geld. Also würde jetzt wieder die verzweifelte Suche nach Ressourcen und Sponsoren beginnen.

Und mir fiel wie üblich die Rolle des »Bad Cop« zu, dessen Aufgabe es war, sie wieder auf den Boden der Realität zurückzuholen, wo Zinsen und Kredite, von denen ich etwas verstand, eine Rolle spielten.

»Ich möchte ein ganzheitliches Gesundheitszentrum gründen«, verkündete sie und beschrieb dabei ein weit ausholendes Oval mit ihrer Farbrolle. »Weißt du, einen Platz, an dem die Leute sich erholen können, ein bisschen zur Ruhe kommen und die Zeit in Frieden und Schweigen verbringen, Anwendungen genießen wie Fußreflexzonenmassage oder Yoga machen ... so was.«

»Hmm ...«, antwortete ich.

»Ich hätte auch gern ein kleines Café, wo man Tee trinken, ein Buch lesen oder sich unterhalten kann«, fuhr sie fort und sprang von ihrer Leiter auf die am Boden ausgelegten Zeitungen. »Ein Ort, der Leute zusammenbringt, verstehst du? Innere Harmonie wiederherstellt. Schließlich braucht man heutzutage Frieden und Einigkeit mehr denn je, findest du nicht?«

»Hmm ...«, antwortete ich.

»Was hältst du davon?« Sie pustete den Pony weg, der ihr in die Augen fiel, ganz genau wie Gabriel.

»Ich denke, dass man dafür eine schöne Stange Geld bräuchte«, antwortete ich lapidar.

»Ja klar, weiß ich, aber um den Kredit kümmerst du dich doch, oder?«, erwiderte sie mit einem breiten Lächeln.

»Natürlich!« rief ich. »Aber wenn die Bank das Geld von dir zurückverlangt, das du dann nicht hast, sitzen wir beide in der Tinte. Das mag doof klingen, aber so ticken die nun mal ...«

»Hmm ...«, machte sie jetzt ihrerseits.

Finanzen interessierten Cate nicht. Für sie zählte nur, etwas auf die Beine zu stellen.

Sie sah darin eine riesige Ungerechtigkeit – so viele Leute hatten Unmengen an Geld, das sie für Unsinn ausgaben, während sie – die die Welt innerhalb eines Monats hätte in Ordnung bringen können, wenn man ihr doch nur die Gelegenheit dazu gegeben hätte – sich ständig bürokratischen Schikanen ausgesetzt sah.

Doch wo ein Wille, war auch ein Weg, lautete ihr Lebensmotto.

Ich wusste das.

Und hatte gelernt, es zu fürchten.

»Okay, Kaffeepause!«, sagte sie und warf die Farbrolle ins Waschbecken. Ich folgte ihr in die Küche, wo ich sie dabei beobachtete, wie sie mit dem Filter der Kaffeemaschine hantierte, der sich immer verklemmte, weshalb sie ihn mit aller Kraft gegen die Kante des Mülleimers schlug.

Ich kannte Cate gut genug, um zu wissen, dass sie erstmal alles daran setzen würde, ihre fixe Idee umzusetzen.

»Ich hab sogar schon das Haus dafür gefunden!«, verkündete sie, während sie die Tassen aus dem Schrank holte und dabei eine der Katzen, die ihr um die Beine strich, mit dem Fuß zur Seite schob. »Es ist perfekt geeignet, und dafür, dass es im Zentrum liegt, sogar ziemlich günstig. Dann können die Leute in der Mittagspause zu uns kommen! Ist das nicht wunderschön? Und ich will alles in Lila und Orange, Pastellfarben, und ...«

»Und HALT!«, befahl ich mit hochoberhobenem Kaffeelöffel. »Über wie viel Miete reden wir hier?«

»Ach ... so über den Daumen gepeilt ... würde ich sagen ... Zwanzigtausend?«

Fast wäre ich an meiner eigenen Spucke erstickt. »Zwanzigtausend Euro, Cate?! Was ist das denn für ein Haus? Ein Tausend-Quadratmeter-Palast?«

»Die Einrichtung ist teuer, und dann die Produkte und ein bisschen Werbung, die zwei Mädels, die für mich arbeiten sollen, und natürlich die Miete ... Machen wir dreißig draus ... nur, um kein Risiko einzugehen«, setzte sie leise hinzu.

»Da täusche ich lieber einen Bankraub vor und lass mir das Geld von der Versicherung wiedergeben!«, sagte ich und lehnte mich zurück.

»Kannst du das?«

»Quatsch!«, stöhnte ich und raufte mir die Haare. »Wieso suchst du dir nicht einen reichen Mann, wie alle anderen auch? Irgendeinen gelangweilten Millionär, einen Scheich ... einen todkranken Neunzigjährigen! Du tust doch so gern Gutes, und du würdest ihn bestimmt glücklich machen!«

»Nein, das könnte ich niemals«, lachte sie, »auch weil ... o Gott ... als ich jung war, hab ich noch Schlimmeres gemacht.«

»Ich weiß«, lachte ich jetzt auch. »Ich war dabei! Die Zwillinge, der Jongleur, der Dealer, der Priester, der Gefängniswärter, die Mumie ...« zählte ich an den Fingern ab.

»Die Mumie!«, brach sie in ihr wunderbares Lachen aus, tief und unwiderstehlich. »Den hab ich zurückgewiesen! Er war so steif, so kahl und ...«

»... und so alt!«, setzte ich hinzu.

»Soziologische Experimente«, lächelte sie.

»Du hast dich immer gleich verliebt!«, sagte ich. »Jedes Mal war es der Richtige.«

»Ja«, erinnerte sie sich. »Und dann bin ich zu dir gerannt und hab dir gesagt, dass ich ihn heirate.«

»Und eine Woche später hast du's nicht mehr mit ihm ausgehalten.«

»Oh selige Unschuld ...«, seufzte sie. »Apropos Mumie, was macht denn Paolo?«

Ich beugte mich vor, um einen Keks aus der Schachtel zu holen. »Hm ...«, murmelte ich mit vollem Mund.

»Triffst du dich immer noch jeden Mittwoch mit ihm?«

»Mhm ...«

»Komm Ludo, kau den Mund leer«, sagte sie und nahm mir den Keks aus der Hand. »Wie hältst du das nur aus? Ich würde durchdrehen!«

»Meine Güte, Cate, alle zwei Wochen fängst du wieder damit an und tust so, als wüsstest du nicht, was läuft! Das ist ja nicht zum Aushalten, bitte, hab Erbarmen mit mir«, seufzte ich und schlug die Hände vors Gesicht.

»Das ist mein persönlicher Kreuzzug, nur dass du's weißt!«, hielt sie dagegen. »So lange, bis ich dich glücklich und mit einem Typen verheiratet sehe, der dir gut tut, werde ich nicht lockerlassen! Das ist nicht gesund! Ihr seid gar kein richtiges Paar!«

»Sind wir wohl.«

»Ach ja? Macht ihr was zusammen? Geht ihr mal weg? Habt ihr Pläne?«

»Nein, nein, spinnst du?«, wiegelte ich beinahe angeekelt ab. »Wir treffen uns hin und wieder, reden über die Arbeit, essen was, haben Sex, und dann geht jeder seiner Wege. Für mich ist das *perfekt*«, betonte ich. »Ich würde es nicht aushalten, wenn ständig jemand in meiner Wohnung rumhängt und meine Sachen durcheinanderbringt!«

»Aber ich rede hier von *Liebe*, hast dich doch noch nie richtig verliebt, abgesehen von den beiden Messdienern in der Mittelstufe, in die du verschossen warst?«

»Nein, das stimmt nicht, dass ich mich nie verliebt habe«, antwortete ich, während ich mich wieder meinem

Kaffee zuwandte. »Das Problem ist, dass meine Liebe immer unerwidert blieb, das ist was anderes. Das muss man differenzierter betrachten«, stellte ich mit erhobenerm Kaffeelöffel klar. »Und mit Paolo ist es genau, wie ein Abendkleid zu leihen: Man muss es nicht kaufen und hat es nur, wenn man es braucht«, schloss ich, sehr zufrieden mit meiner Wortklauberei.

»Ludo, wer sich nicht in dich verliebt, ist ein Idiot!«, sagte sie, legte mir eine Hand auf die Schulter und sah mich liebevoll an. »Guck dich doch nur an! Du bist schön, freundlich, intelligent und sympathisch, und ich hab nie verstanden, warum du dich mit einem zufriedengibst, den du nur einmal die Woche siehst!«

»Ach, ist doch alles Quatsch!«, schnaubte ich. »Ich fühl mich wie Lucille Ball, wenn sie in ›I love Lucy‹ Weintrauben stampft, ich bin alles andere als eine Sexbombe!«, widersprach ich empört, wie so oft schon.

Es tat mir leid, so abweisend zu reagieren, aber ich hatte ihre ständigen Kommentare wirklich leid.

»Cate, wir haben schon Millionen Mal darüber gesprochen, mir geht's gut damit«, setzte ich besänftigend hinzu. »Ihr beide seid meine Familie, dazu hab ich meine Arbeit, meine Bücher, das Schwimmen und ja, ab und zu treffe ich mich mit Paolo. Das mag vielleicht kein wahnsinnig aufregendes Leben sein, das will ich gar nicht bestreiten, aber glaub mir, mir passt das so, und ich flehe dich an, behandle mich nicht wie eine arme alte Jungfer.«

»Genau deshalb versuche ich ja, dich dazu anzuregen, mehr aus dir zu machen, ich hab doch dein Potenzial immer schon erkannt, aber du ...«

»Ja, ja, ich weiß, was jetzt kommt! Du verschwendest dein Leben, du hast nur eins, du bist so tüchtig ... und der ganze Rest ...«, schnitt ich ihr das Wort ab. »Lass uns lieber über was Wichtiges reden: Wo kriegen wir 30.000 Euro her? Stellen wir uns mit einem Tischchen an die Straße und machen Hütchenspiele? Oder machen wir im Hafen Seeleute an?«

Sie lachte wieder aus vollem Halse. »Du bist echt die Königin des Themenwechsels! Das bewundere ich an dir.«

Gabriel erschien in der Tür und rieb sich die Augen.

»Oh, sieh mal, der Prinz ist erwacht«, flötete Cate.

»Du hast mich geweckt, Mama«, beschwerte er sich. »Kannst du nicht mal leiser lachen?«

»Entschuldige, Schatz, du hast recht«, antwortete sie, stand auf und ging zu ihm, um durch seine Haare zu wuscheln und ihm einen Kuss zu geben. »Ich bin mal wieder voll chaotisch ... na komm, setz dich, ich mach dir einen Milchkaffee.«

»Uff, Mama, hör auf mit der Küsserei«, brummelte er und versuchte sich ihr zu entwinden.

»Ach, welch undankbares Alter!«, meinte Cate und ließ ihn los. »Da bringt man sie unter heftigsten Qualen zur Welt, putzt ihnen den Hintern ab, schläft Jahre lang nicht durch, stirbt vor Sorge, bricht sich einen ab, nur um ihnen ein Lächeln zu entlocken, und dann geben sie's dir mit ›Mama, du nervst‹ zurück!« Sie schüttelte lächelnd den Kopf.

Schon bald würde Gabriel sich in den Strudel des Lebens werfen, in Beziehungen, Aufgaben, Verantwor-

tung, Wagnisse, Träume, Ärger, Enttäuschung, Projekte, Scheitern, und ich hoffte inständig, dass es ihm gelingen würde, sein inneres Gleichgewicht nicht zu verlieren.

Vielleicht konnte ich ihm eines Tages wenigstens mit einem Kredit aushelfen, haha.

»Hilfst du uns dabei, das Bad zu streichen?«, fragte ich ihn und strich ihm über die Haare.

»Nein, Tante Ludo«, antwortete er. Er stützte die Ellbogen auf den Tisch und beugte sich darüber, ganz genervter Teenager.

»Mmm... aber das Handy hättest du schon gern, was?«, flüsterte ich und kratzte ihm den Rücken.

Er schnellte hoch und setzte sich kerzengerade hin. »Hast du mit Mama gesprochen?«

»Nein, aber wenn du wirklich etwas von jemandem möchtest, dann solltest du zumindest versuchen, nett zu sein. Das ist die Basis für eine gute Beziehung«, und ich fing an, ihn zu kitzeln.

»Nein, Tante, hör auf, lass das, ich halt das nicht aus!«, lachte er halb protestierend, halb vergnügt.

Cate stellte eine dampfende Tasse Milchkaffee vor ihn, auf der sein Name stand.

Als er vier Jahre alt war, hatte sie ihm zum ersten Mal Milchkaffee in dieser Tasse serviert, um ihm Lust darauf zu machen, sich wie ein Erwachsener an den Tisch zu setzen, und es hatte funktioniert.

Wann würde er seinen Vater vermissen, fragte ich mich manchmal.

Bis jetzt waren wir ihm genug gewesen, aber früher



oder später würde er sich auf die Suche machen. Es war unvermeidlich.

Als er ungefähr neun Jahre alt war, war an seiner Schule eine Fußballmannschaft für Väter und Söhne ins Leben gerufen worden, um mehr Freunde kennenzulernen und Jungs-Sachen zu machen. Gab kam ziemlich niedergeschlagen nach Hause, weil er keinen Vater hatte, mit dem er hätte teilnehmen können. Er hatte den anderen erzählt, seiner sei gestorben, und alle hatten ihn bemitleidet.

Cate schimpfte erst und drohte dann, in der Schule Terror zu machen, weil sie kein Recht hätten, »solchen überflüssigen Quatsch« zu veranstalten, ohne vorher die Eltern zu fragen, doch dann wurde ihr klar, dass sie mit diesem Manöver nur von dem Problem Vater ablenkte, und sie hatte Gabriel etwas erklärt, das selbst mich überraschte:

»Schatz, dein Vater ist nicht tot, und wenn du ihn eines Tages kennenlernen willst, werde ich dich nicht daran hindern. Aber bitte frag mich jetzt noch nicht nach ihm, warte bis zu deinem achtzehnten Geburtstag und wachse bis dahin glücklich und zufrieden heran. Ich, Tante Ludo und Oma und Opa sind deine Familie, und wir sind immer für dich da, um dich zu lieben und zu schützen. Du weißt, dass alle meine Entscheidungen nur zu deinem Besten sind und dass ich niemals etwas tun würde, was dich unglücklich macht. Du brauchst keine Angst zu haben und dich nicht anders als die anderen zu fühlen.«

Gab hatte gelächelt, sie stürmisch umarmt und seit

diesem Tag nie mehr nach seinem Vater gefragt. Er verließ sich darauf, dass seine Mama wusste, was richtig für ihn war und dass er eines Tages, wenn er wollte, seinen Vater kennenlernen würde. Fortan genoss er, so schien es, seine Kindheit in vollen Zügen.

Dennoch fragte ich mich, ob dieses Thema früher oder später nicht wieder aktuell würde.

»Also, Gabriel, deine Mutter möchte ein ganzheitliches Gesundheitszentrum aufmachen, was hältst du davon?«, fragte ich ihn.

»Ein was?«, fragte er zurück, ohne den Kopf zu heben.

»Wo man alternative Therapien bekommen kann, um sich zu entspannen und sich in seiner eigenen Haut wohler zu fühlen, wie Massagen, Akupunktur ...«, erklärte ich.

Er rührte weiter nachdenklich in seinem Milchkaffee.

»Und wozu soll so was gut sein?«

»Weil die meisten Menschen ein Bedürfnis nach Ruhe und Ausgleich haben, mein Schatz.« Cate beugte sich neben ihm über den Tisch und stützte sich auf. »Das kannst du jetzt vielleicht noch nicht verstehen, zum Glück, aber das Leben ist oft nicht angenehm, die Leute arbeiten hart, haben keine Zeit und dafür bergeweise Verantwortung, gesundheitliche Probleme, Schwierigkeiten in der Familie, einen Haufen Stress, der sich immer höher auftürmt und eine ganze Reihe von Störungen hervorruft, und ich würde ihnen gern eine kleine Oase bieten, wo sie mal kurz den Stecker rausziehen und sich erholen können!«

»So eine Art Erholung für die Seele«, setzte ich hinzu.

»Genau!«, sagte Cate. »Genau das ist die Idee!«

Gabriel blickte uns wenig überzeugt an, als redeten wir in einer anderen Sprache.

Ich verstand ihn – hätte man mir damals, als ich fünfzehn war, etwas über Somatisierung und Stress erzählt, hätte ich auch nichts davon verstanden.

»Also praktisch so, als würde man eine alte Klapperkiste noch mal neu lackieren, damit sie's noch ein paar Jahre macht, bevor sie auf den Schrott geht«, sagte Gabriel trocken.

Cate starrte mich entsetzt an. »Woher kommt jetzt dieser ganze Zynismus? Von mir ganz sicher nicht! Das kann nur von deiner Tante kommen.« Sie zeigte mit dem Finger auf mich wie auf eine Verräterin.

»Da haben wir's wieder«, sagte ich kopfschüttelnd. »Jedes Mal, wenn er was Komisches macht, liegt es an mir! Du weißt aber schon noch, dass du es bist, die ihn *Shameless* gucken lässt, oder?«

Cate verzog schmerzlich das Gesicht. »Das Fernsehen! Das ist es, was ich falsch gemacht habe.«

»Und wo willst du dann noch die Zeit hernehmen, um Kindern Theaterspielen beizubringen, für Obdachlose zu kochen und dich um jeden streunenden, lahmen Hund zu kümmern, der dir über den Weg läuft?«, fuhr Gab fort und zeigte dabei auf den armen Mischling im Körbchen, den Cate beherbergte, bis er eine Familie gefunden hatte.

Während ich sie ebenfalls gespannt ansah und auf ihre Antwort wartete, feixte ich – der Junge war nicht auf den Kopf gefallen (mein Verdienst!).

Cate räusperte sich.

Dann guckte sie sich suchend nach ihren Zigaretten um.

»Du hast vor vier Monaten aufgehört«, erinnerte ich sie, während ich mit einer Ecke des Tischtuchs herumspielte.

»Ah ja, stimmt«, murmelte sie und fing an, nervös mit den Fingern auf der Tischplatte zu trommeln. »Gut, irgendwie kriegen wir das schon hin, oder?« Sie blickte mich hoffnungsvoll an.

»Massagen mach ich nicht, das sag ich dir gleich!«, erklärte ich mit erhobenen Händen.

»Ich muss lernen!«, schloss er sich mir an.

»Ach, die liebe Familie!«, rief Cate lachend. »So schön, wenn man mit Begeisterung unterstützt wird.«

»Na komm, irgendeine Lösung finden wir bestimmt. Wie immer«, versicherte ich ihr. »Aber du wirst sicher auf etwas verzichten müssen, du kannst dir nicht alles aufladen!«

»Aber ich kann doch nicht alles einfach stehen und liegen lassen!«, beklagte sie sich.

»Stehen und liegen lassen nicht, aber delegieren, das ja!«

Sie seufzte. »Okay.« Sie drehte sich zu dem Hund um und blickte ihn voller Liebe und mit absoluter Hingabe an. »Irgendwie kriegen wir das schon hin, stimmt's, Hugo?«

Der Hund bellte zustimmend und stemmte sich mit den Vorderbeinen hoch, um sich aus seinem Körbchen zu schleppen und zu seiner neuen Mama zu »laufen«.

»Er sieht aus wie ein Seehund!«, rief Gabriel. »Vielleicht sollte ich ihm beibringen, einen Ball auf der Nase zu balancieren und reich damit werden!«, grinste er.

»Du Fiesling!« Cate versetzte ihm einen Klaps auf den Oberschenkel. Sie wurde ernst. »Du weißt ganz genau, dass er halb gelähmt ist, da ist dein Kommentar unangebracht«, erklärte sie. Sie hob den Hund vorsichtig hoch und legte ihn sich in die Armbeuge wie ein Baby. »Aber er macht sich nichts draus, er sagt nicht ›Wieso ist das ausgerechnet mir passiert? Was hab ich nur für ein Pech! Ich kann nicht mehr laufen wie früher! Mein Leben ist zu Ende!‹ Für ihn existiert nur die Gegenwart, und er ist glücklich, dass er sie mit uns erleben kann.« Sie ging mit dem Gesicht ganz nah an den Hund heran, der sie mit Lecken und Küsschen überschüttete.

»Von Tieren kann man nur lernen!«, erklärte sie und blickte uns dabei ernst an. »Habt ihr das begriffen, ihr zwei?«

Gabriel und ich sahen uns an.

»Ich geh mal rüber und streiche ein bisschen, wer weiß, was für ein Chaos ihr da hinterlassen habt«, sagte Gabriel, während er aufstand, mit einem Mal ganz Herr im Haus.

»Ich hingegen gehe nach Hause und denke darüber nach, wie ich dir dreißigtausend Euro besorgen kann«, sagte ich und stand ebenfalls auf. »Am besten geh ich beim Tabakladen vorbei und kaufe ein Rubbellos ... größere Erfolgchancen.«

Auf der Straße dachte ich darüber nach, was Cate gesagt hatte.

Sie sagte mir immer wieder, ich solle mich ins Leben stürzen. Aber wie sollte das gehen? Konnte man mehr oder weniger leben?

Für mich gab es nur Leben und Überleben.

Es stimmt, ich war nie jemand, der das Leben in vollen Zügen genossen hatte.

Sie war immer diejenige gewesen, die sich ins kalte Wasser warf, nachdem sie ein Kilo Focaccia gegessen hatte, ich diejenige, die exakt drei Stunden unter dem Sonnenschirm abwartete, mit Sonnenhütchen und gründlich eingecremt, und dann im Schwimmbaden nicht über den Nichtschwimmerbereich hinauskam.

Sicher, mit vierzig hätten in meinem Leben ein paar Dinge mehr abgehakt sein sollen, irgendwann lief die Zeit schließlich ab. Ich hatte mir das Leben so handlich, praktisch und kompakt eingerichtet wie das Handgepäck für eine Flugreise.

Es gab mir Sicherheit zu wissen, dass es während der Reise keine Überraschungen geben würde, und die Liebe, mit all ihren Komplikationen, war eine Zugabe, die ich mir weder erlauben konnte noch wollte.

Nicht, dass ich mich nicht nach einer Herzschmerz-Geschichte mit Seufzern und heißem Verlangen geseht hätte. Aber mir war die Vorstellung ein Graus, die Kontrolle zu verlieren.

Und wozu das alles? Für ein paar Monate voller Leidenschaft, gefolgt von Tränen und SMS- und WhatsApp-Botschaften ohne Antwort?

Nein, danke.

Besser die banalen, aber sicheren täglichen Gewisshei-

ten, die Cate als »die Ahnungslosigkeit des Goldfischs im Glas« bezeichnete.

War nicht genau Ahnungslosigkeit das Geheimnis eines heiteren Lebens?

Denn so lange du nichts von den Möglichkeiten des Lebens ahnst, bist du wunschlos glücklich und mit dem zufrieden, was du hast.

Und mir reichte, was ich hatte: die zwei und Paolo, der mir Sicherheit gab, solange ich sie brauchte.

Ich konnte mich also nicht beklagen.

Mein Mutterinstinkt war durch die Anwesenheit von Gabriel befriedigt, denn das Einzige, was mir als Erfahrung fehlte, war das Stillen. Alles andere hatte ich mitgemacht – schlaflose Nächte, Windeln wechseln und in die Kinderklinik rennen, weil das Kind schlimmen Durchfall hatte.

Ich war eine zufriedene Tante, ergebene Freundin, tadellose Angestellte und durchschnittliche Geliebte.

Und ja, nach meinen Maßstäben führte ich ein zufriedenes, heiteres Leben.

Ein paar Tage später bat ich Paolo beim Abendessen um einen Rat – wie man es anstellen könnte, dass Cate einen Kredit bekam.

»Ohne Sicherheiten unmöglich, das weißt du!«

»Natürlich, deshalb frage ich dich ja!«, antwortete ich gereizt.

»Sie hat nichts, wie willst du ihr denn da dreißigtausend Euro beschaffen? Also wirklich, ich muss mich schon sehr über dich wundern«, sagte er in einem herablassenden Tonfall, der mich nervös machte.

»Na prima!«, sagte ich und ließ die Gabel klappernd fallen. »Ich sehe, es hat überhaupt keinen Sinn, mit dir zu reden. Keine Ahnung, warum ich mir von dir einen Rat erhofft hatte!«

»Was hast du denn auf einmal? Bist du gestresst? Hast du deine Tage?«, fragte er.

»Ja genau, das wird's sein, ich hab meine Tage«, log ich, damit ich eine Ausrede hatte, um dem üblichen Quickie auszuweichen, und beendete meine Mahlzeit, innerlich vor Wut kochend.

Wir guckten schweigend ein bisschen Fernsehen, dann verabschiedete ich ihn unter dem Vorwand, Kopfschmerzen zu haben.

»Was für ein Idiot!«, rief ich, kaum dass er aus dem Haus war.

»Nicht auszudenken, wenn wir zusammenleben würden«, ging es mir durch den Kopf, während ich immer noch wütend das Geschirr abspülte. »Dann würde er jetzt in meinem Bett schnarchen und morgen säße er schon zum Frühstück mit seiner Besserwissermiene an meinem Tisch.« Ich hätte ihn umbringen können.

»Ich muss mich schon sehr über dich wundern!«, öffnete ich ihn nach und feuerte den Spülschwamm ins Waschbecken.

Den Rest des Abends verbrachte ich mit der Suche nach Kreditanbietern und nahm Kontakt mit Kollegen aus anderen Filialen auf, aber die Angebote waren alle hochriskant und hätten Cate und Gabriel dem Gerichtsvollzieher ausgeliefert oder jahrzehntelangem Schuldendienst.